Bericht über soziale, kulturelle und gesellschaftliche Aspekte der Chorreise nach Südafrika im Oktober 2009

Ein wesentlicher Teil der Reise des Gospelchors Holtenau nach Südafrika bestand darin, Land und Leute näher kennenzulernen, etwas über Sitten und Bräuche zu erfahren, einen Eindruck von den Lebensumständen in Afrika zu bekommen und sich mit den Menschen dort auszutauschen. In der ersten Woche wollten wir uns auch tatkräftig mit in das AIDS-Projekt der Thabang Society in Tumahole einbringen. Diese Ziele kann man nicht mit einer touristisch organisierten Reise erreichen und deshalb wurde das Programm so gestaltet, dass möglichst viele Kontakte zu den Einheimischen zustande kamen. Die Eindrücke, die dabei auf uns alle einstürmten, waren unglaublich vielfältig, und es gab auch sehr tief berührende und bewegende Momente. Alle Reiseteilnehmerinnen und -teilnehmer haben ihre Gedanken in verschiedenen Tagebüchern festgehalten. Diese Aufzeichnungen sind Grundlage dieses Berichtes und werden teilweise wörtlich zitiert.

Überwältigender Empfang am Flughafen

Nach dem langen und anstrengenden Flug wurden wir in Johannesburg im Flughafen von Dr. Almud Pollmeier empfangen, einer deutschen Ärztin, die im Township Tumahole bei Parys/Free State ein AIDS-Hilfe-Projekt ins Leben gerufen hat. Sie hat auch unseren Aufenthalt in der ersten Woche dort organisiert. Mit ihr war ein Teil des Chores aus dem Township nach Johannesburg gekommen. Als der Chor zu singen begann, war das für uns ein überwältigender Augenblick. Wir waren endlich in Afrika: bunte Farben, fröhliche Stimmen, freundliche Leute und Spontaneität. Vielen verschlug es, wie mir, zunächst die Sprache. Wir antworteten dem Chor mit einem afrikanischen Lied, und schon beim nächsten Lied kamen die afrikanischen Chormitglieder auf uns zu. Im Singen begrüßten wir uns gegenseitig, und nicht viel später stimmte der Chor mit uns schon ein. Gemeinsam, die Lieder locker abwechselnd anstimmend, sangen wir in der Eingangshalle des Flughafens noch weiter, trommelten und tanzten.

Ein wirklich überwältigender und freundlicher Auftakt zur Begegnung mit Afrika! Die ganze Zeit war so ausgefüllt, dass die Wahrnehmung des Drumherums, des Flughafens, der Eingangshalle, anderer Passagiere und der Sicherheitskräfte wie ausgeblendet war. Der Funke war wirklich übergesprungen! Ein paar Minuten nach der Abfahrt unserer Busse kam es an einer Tankstelle noch einmal zu einem zufälligen Wiedersehen mit einigen Frauen aus dem Chor, die dort auch tankten. Ein fröhliches Winken, Lachen und Zwinkern bestätigte auch dort, dass auch unser Funke die Afrikaner erreicht hatte. Was für ein Anfang und wie schön, dass wir den Chor schon bald wieder treffen sollten!

Parys und Tumahole: Fortdauernde Apartheid

In der ersten Woche waren wir in dem kleinen Ort Parys ca. 100 km südlich von Johannesburg untergebracht und haben von dort aus sternförmig unsere Aktivitäten durchgeführt. Parys selbst hat ca. 20.000 Einwohner, der weit überwiegende Teil davon sind Weiße (mehr als 90 %). Alle Häuser sind mit hohen Mauern oder Metallzäunen mit scharfen Spitzen und Stacheldraht und/oder Elektrozaun umgeben. Der Grund dafür ist nicht etwa, dass diese in Zeiten der Apartheid, der Trennung von Schwarzen[1] und Weißen in jeder Hinsicht und Lebenslage, errichtet und dann vergessen wurden abzubauen. Nein, wir mussten erfahren, dass die Apartheid zwar offiziell abgeschafft ist, die Trennung von Schwarzen und Weißen jedoch aus sozioökonomischen Gründen nach wie vor praktisch besteht. Was nützt es, dass nun alle Universitäten auch für die Schwarzen offen sind, wenn das nötige Geld und damit auch oft die Bildung nicht vorhanden sind? Es gibt nach wie vor eine große Kluft, die noch zu überwinden ist, und diese wird überdeutlich im täglichen Leben. Neben Parys – getrennt durch eine Bahnschiene und eine Brücke – liegt zunächst ein Industriegebiet und dann das zugehörige Township Tumahole mit ca. 120.000 registrierten und vermutlich mehr als 200.000 tatsächlichen Bewohnern, alles Menschen mit schwarzer Hautfarbe. Wir erfuhren, dass Townships oft durch Bahnlinien und eine Zufahrtsstraße mit einer Brücke von den weißen Städten getrennt sind. Dies wurde in den Zeiten der Apartheid absichtlich so angelegt, um die Schwarzen bei Unruhen besser kontrollieren zu können.

Der Unterschied zwischen beiden „Stadtteilen“ ist extrem: Auf der einen Seite Wohlstand mit Vorgärten und vergitterten und gesicherten Grundstücken mit Straßenlaternen und Hausbeleuchtung, auf der anderen Seite karge Behausungen auf

[1] Die Begriffe „Farbige“ und „Schwarze“ stammen aus der Zeit der Apartheid und können auch heute noch als diskriminierend aufgefasst werden. Die Schwarzafrikaner bezeichnen sich heute als „Blacks“ oder „Africans“. Um die Lesbarkeit des Textes im Deutschen nicht zu verschlechtern, wird im Folgenden jedoch der Begriff „Schwarze“ verwendet, der hier ausdrücklich nicht diskriminierend gemeint ist.

staubigem Grund, fast keine Pflanzen, überall Müll und eine „Straßenbeleuchtung“ mit einzelnen hohen Flutlichtmasten wie eine Stadionbeleuchtung. Die Masten sind so hoch, dass die Lampen mit Steinwürfen nicht erreicht werden können. Bei Nacht lassen sich die Townships alle an diesen typischen Scheinwerfermasten erkennen. Es gibt in Tumahole sowohl Steinhäuser, auch größere, der etwas wohlhabenderen Schwarzen (z. B. des Bürgermeisters, von Taxi- und Bestattungsunternehmern) mit Strom und Kanalisationsanschluss, als auch Blechhütten zum Teil ohne Fenster, auf deren Dächern Felssteine liegen, damit sie bei den häufigen Gewitterstürmen nicht davonfliegen, sowie erbärmliche Behausungen ohne Strom und Kanalisationsanschluss, zusammengezimmert aus Müll. Die Grundstücke, die die mittellosen Afrikaner hier kostenlos von der Gemeinde erhalten, sind alle ebenfalls mit Draht eingezäunt und bestehen aus einem staubigen, kargen Boden mit einem kleinen Haus oder einer Hütte darauf. Es gibt keine Straßennamen. Die Häuser sind einfach durchnummeriert von 1 bis zigtausend. Kein Postbote kommt hier entlang. Zitat eines Holtenauer Chormitgliedes nach dem Besuch eines Townshipteils auf der Müllkippe: „Bunte Sonnenschirme weisen auf die Behausungen der hier lebenden Menschen hin. Sie dienen als Dach für das Lager aus zusammengesammelten Wänden. Wir wagen es nicht auszusteigen und werden so (hinter sicheren Autoscheiben) Beobachter und Zeuge von allerbitterster Armut und Dreck. Wie viel Kraft und Wille braucht ein Kind/Mensch, um hier zu überleben? Mein Herz ist vom Sehen, Hören, Fühlen tief berührt …“ Ein weiteres Zitat: „Das ist wohl das Ende der Welt. – So fühle ich mich jedenfalls. Wie kann man in so einem Umfeld Kinder großziehen?“

Auf einem Haus steht mit Farbe in großen Buchstaben der Spruch „Whoever ist happy, can make other[s] happy 2“ – er gewinnt eine ganz besondere Bedeutung in dieser Trostlosigkeit. Die neu besiedelten Gebiete werden nach und nach an die Kanalisation und die Stromversorgung angeschlossen. Auch hier gibt es staatliche Unterstützung für die Menschen, die zu wenig Geld haben, um dies zu bezahlen. Das Elend in diesem Ausmaß zu sehen war wirklich eine erschütternde und tief berührende Erfahrung.

Die Grundschulen für die schwarzen Kinder des Townships, die weiterführenden Schulen und Kindergärten sowie alle anderen öffentlichen Einrichtungen innerhalb des Townships sind ebenfalls hoch mit Natostacheldraht eingezäunt. Sie sehen aus wie kleine Gefängnisse – als Schutz voreinander. Auch die Geschäfte im Township sind vergittert. Nur durch eine schubladengroße Öffnung werden die Waren herausgegeben. Die Kriminalität untereinander ist hoch. Über die Stromleitungen geworfene aneinandergeknotete Schuhpaare weisen auf Stellen mit besonders hoher Kriminalität hin.

In Parys wohnen auch nach dem Ende der Apartheid sehr wenige Schwarze. Die meisten gehen dort nur der Arbeit nach, wohnen jedoch größtenteils, auch wenn es ihnen finanziell besser geht, noch weiter bei ihren Großfamilien im Township. Die Familienbande sind sehr eng. Wir haben erfahren, dass kein Weißer nach Tumahole kommt und sich Weiße auch offensichtlich weiterhin nicht für das Leben dort interessieren. Die Mitarbeiter der Thabang Society, die das AIDS-Zentrum und die Waisenhäuser dort unterhalten, sind einsame Ausnahmen.

Staunen, Begeisterung und der Geist der Gastfreundschaft –
Reaktionen auf unseren Besuch

Für uns war es tagsüber in der Gruppe und in Begleitung der Betreuer aus der Thabang Society kein Problem, uns im Township zu bewegen. Wir stießen immer auf fröhliche Menschen, die uns winkten und, wenn sich die Möglichkeit ergab, auch mit uns sprachen. Keiner der Bewohner war missmutig oder trat aggressiv gegenüber uns auf. Hier fahren allerdings auch keine Touristenbusse auf Besichtigungstour durch die Townships. Es ist offensichtlich etwas Besonderes, dass Weiße kommen und sich für die Menschen dort interessieren. Man hat den Eindruck, so ein Zitat eines Chormitgliedes, dass „wahrscheinlich die Schwarzen den Menschen grundsätzlich mehr lieben und ihm auch grundsätzlich nur Gutes unterstellen … Ich habe in der gesamten Zeit unseres Aufenthaltes nicht ein einziges böses Wort seitens aller besuchter Menschen gehört, das war total angenehm.“ Dies ist eine Beobachtung, die wir während der ganzen Zeit unserer Reise machen konnten.

Dazu hat sich im Township sicher herumgesprochen, dass ein weißer Chor aus Deutschland zu Gast ist, der afrikanische Gospellieder singt. Etwas, was sich selbst die Chöre, die wir hier treffen sollten und die darauf durch Almud vorbereitet wurden, nicht vorstellen konnten, ohne es wirklich gesehen zu haben. Sobald wir ein Lied in einer ihrer Sprachen anstimmten, waren die Menschen sofort begeistert, winkten, klatschten, sangen und tanzten mit und wir hatten sofort eine gemeinsame Basis. Die anfängliche Skepsis uns gegenüber, die im Untergrund anfangs immer ein bisschen zu spüren war, war wie weggeblasen und wurde durch ein herzliches offenes Miteinander ersetzt. Dies war in allen Lebenslagen so, egal ob wir mit den Menschen verabredet waren, ihnen als Publikum im Konzert gegenüberstanden oder spontan auf der Straße begegneten, wenn wir dort gesungen haben. Es war bezeichnend, dass bei den spontanen Straßenauftritten, die wir z. B. vor zwei Einkaufszentren hatten, die Schwarzen stehen blieben, mitsangen, tanzten oder sich sogar zu uns in den Chor zum Mitsingen stellten, während die Weißafrikaner eher desinteressiert vorbeigingen.

Wie mit alten Freunden – gemeinsames Singen überbrückt alle Gegensätze

Die Musik und der Glaube scheinen für viele Townshipbewohner ein fester Anker im Alltag zu sein. Wir haben zwei Gottesdienste miterleben dürfen, einen katholischen und einen evangelischen, die beide mehr als vier Stunden gedauert haben, uns aber viel kürzer vorkamen, weil sie so lebendig gestaltet waren und zum großen Teil aus gemeinsamen Liedern und Tänzen bestanden. Dabei singt die Gemeinde nicht nur aus voller Seele, sondern auch mehrstimmig. Man steht auf und bewegt sich, und es gab berührende Momente mit Umarmungen und gemeinsamem Singen. Ein großer Teil der Gottesdienstbesucher verbringt auch den Nachmittag noch in der Kirchengemeinde. Kirche ist für die Gemeindemitglieder in Afrika ein fester Bestandteil des gemeinschaftlichen Lebens, ein Treffpunkt, ein gemeinsames Erleben und ein fester Anker.

In Workshops trafen wir in der ersten Woche auf verschiedene Chöre: zwei Chöre aus dem Township Tumahole (Tumahole Sings und St. John Baptist Community Choir), einen Chor aus Zamdela (dem Township von Sasolburg), einen Chor aus Rammulozi (dem Township von Viljoenskroon), einen Kinderchor aus dem Hort der Thabang Society und eine Jungen-Tanztheater-Gruppe. Inmitten dieser kraftvollen afrikanischen Stimmen zu stehen und mitzusingen ist ein wirkliches Erlebnis. So viel Kraft und Freude geht von den Sängerinnen und Sängern aus, einfach so und ganz natürlich! Zitat eines deutschen Chormitgliedes: „Nach dem Besuch des Townships Tumahole bewundere ich noch mehr die Lebensfreude der Afrikaner. Obwohl ich vorher schon dachte, einen Eindruck von Townships zu haben, war die kleine Wanderung durch Tumahole sehr beeindruckend. […] Eine wirklich bedrückende Atmosphäre. Vor dem Hintergrund ist für mich die Begegnung mit den Chören, die Freundlichkeit, die Offenheit und auch die Begeisterung uns gegenüber ein ganz besonderes Erlebnis gewesen."

Von allen einheimischen Chören lernten wir neue Lieder und Tanzbewegungen und allen brachten wir auch neue Stücke von uns bei, die nicht zu unserem normalen Repertoire gehören und die wir extra für Afrika eingeübt haben, um dort auch etwas von unserer deutschen Musik mitbringen zu können („Aller Augen warten auf Dich,

Herre“, „Dona nobis pacem“, „Nimm Gott, nimm mich wie ich bin“, „Möge die Straße uns zusammenführen“ und „Meine Hoffnung und meine Freude“). Das Lied „Dona nobis pacem“ nimmt dabei eine ganz besondere Stellung ein. Es spielte in den Friedensgebeten in Leipzig, die im Herbst 1989 in die großen Montagsdemonstrationen übergingen, eine wichtige Rolle. Unser Chorleiter versteht es in den Konzerten immer wieder, einerseits die Parallelen und andererseits die wesentlichen Unterschiede zwischen der friedlichen Revolution in Deutschland und der Abschaffung der Apartheid aufzuzeigen und über dieses Lied eine Verbindung zwischen den Erfahrungen der beiden Völker herzustellen. Beide historischen Ereignisse werden immer wieder als „Wunder“ bezeichnet, wohl weil sie von den meisten Zeitgenossen vorher für unmöglich gehalten wurden. Im Gegensatz zur friedlichen Revolution in Ostdeutschland, bei der kein einziger Schuss fiel, kam es zwischen rivalisierenden Parteien der Schwarzen nach dem Ende der Apartheid zu einem Bürgerkrieg. Im Apartheidmuseum in Johannesburg erfuhren wir, dass dabei mehr Menschen getötet wurden als in allen Aufständen gegen die Apartheid zusammen. Umso erstaunlicher ist es, dass diese Unruhen schließlich beendet werden konnten. Möglich wurde das durch dieselbe Kraft, die auch in der friedlichen Revolution wirkte: Starken Persönlichkeiten gelang es, die Massen von der Maxime der Gewaltlosigkeit zu überzeugen.

Wir schrieben die neuen Liedtexte eifrig mit und hatten auch Video- und Tonaufnahmegeräte dabei, um möglichst viel nach Deutschland mitnehmen zu können. Natürlich hatten wir schon beim Treffen mit dem zweiten Chor die Texte des ersten wieder vergessen. So viele Eindrücke – musikalische wie menschliche –stürzten auf uns ein und wollen erst einmal verarbeitet werden.

Doppelkonzerte in Rammulotsi, Zamdela und Tumahole

Die Workshops in Zamdela und Rammulotsi mündeten jeweils in ein Konzert mit dem jeweiligen Chor, offen für die Bewohner des jeweiligen Townships. Zunächst waren die Konzerte wenig besucht und wir sahen sie einfach als Erweiterung unseres Workshops, doch nach und nach strömten immer mehr Leute in den Raum. Die Stimmung, die sich durch die gemeinsame Musik entwickelte, war unglaublich, und am Ende saß niemand mehr auf den Stühlen. Entweder das Publikum war bei uns auf der Bühne, oder wir tanzten und sangen inmitten des Publikums. Wo nehmen diese Menschen diese Freude und Freiheit her und woher kommt diese Offenheit uns gegenüber, wo doch erhebliche soziale und kulturelle Unterschiede zwischen uns stehen? Ein jedes Mal wieder tief beeindruckendes Erlebnis. Ein Zitat eines Holtenauer Chormitgliedes spricht uns sicher allen aus dem Herzen: „Meine Sorge, hier von den Afrikanern als Weißer (als Unterdrücker) oder zumindest nur als Tourist angesehen oder abgelehnt zu werden, war unbegründet. Wir wurden sehr herzlich aufgenommen, und die Menschen freuten sich darüber, dass wir ihre Lieder in ihrer Sprache singen. Über das gemeinsame Singen, über die gemeinsame Freude an der Musik kam es zwischen uns Menschen zu einer herzlichen Begegnung. Das hat mich tief berührt.“

Am Ende der Woche fand ein gemeinsames Abschlusskonzert, organisiert von der Thabang Society, in der Halle eines ehemaligen Hotels in Tumahole statt. Alle auswärtigen Chöre, die wir in der ersten Woche kennengelernt hatten, wurden dorthin gebracht. Auch externes Publikum fand sich ein: Neben einer Delegation der dänischen Sponsoren der Thabang Society sahen wir Einwohner aus dem Township und auch einige wenige weiße Zuschauer sowie ein deutsches Filmteam, das zufällig dort vor Ort war und den Abend komplett aufgenommen hat. Es gab Einzeldarbietungen aller Chöre, und in einem zweiten Konzertteil sangen wir auch die gemeinsam gelernten Lieder. Dabei mussten wir uns auf die mitgeschriebenen Texte auf den Flipcharts verlassen. Mithilfe der einheimischen Chöre ging es erstaunlich gut. Es zeigte sich die intensive Begegnung, die vorher stattgefunden hatte. Die schwarzen Chöre hatten zwischenzeitlich offensichtlich geübt: Die Texte, die wir ihnen beigebracht hatten, saßen sehr gut. Man kannte und begrüßte sich, und am Ende lagen wir uns alle in den Armen, ein einziger großer Saal voll singender und tanzender Menschen. Am Ende des Konzerts überreichten wir zur Erinnerung allen Chormitgliedern ein buntes T-Shirt mit dem Aufdruck unseres Choremblems, und für eine kurze Zeit wurde uns wieder klar, wo wir eigentlich waren. Nach anfänglich geordneter T-Shirt-Ausgabe entwickelte sich ein Tumult, alles griff nach den Shirts. Der Überblick über die Ausgabe ging verloren. Hier zeigte sich wieder die Armut, die immer gegenwärtig ist. Trotzdem blieb alles weiterhin friedlich.

Der Kampf der Thabang Society gegen HIV und AIDS

Das Konzert in Tumahole hatte noch einen weiteren Aspekt: die Vorstellung der Thabang Society und ihrer Projekte, insbesondere des AIDS-Hilfe-Projekts, vor dem einheimischen Publikum.

Das Kennenlernen und Miterleben dieses AIDS-Hilfe-Projektes, das die deutsche Ärztin Dr. Pollmeier und ihr Mann Carsten dort in den letzten Jahren aufgebaut haben, ist neben der Begegnung mit den Chören das zweite wichtige große Erlebnis

in dieser ersten Woche der Reise. Wir lernen die AIDS-Tagesklinik, das Lehlohonolo Day Care Center und ein Waisenfamilenhaus kennen. Die Tagesklinik liegt mitten im Township Tumahole. Sie ist 2008 eröffnet worden. Vorher gab es keine HIV/AIDS-Behandlung hier. Derzeit werden ca. 300 HIV-Patienten betreut. Wir können zunächst einen Einblick in die Arbeit der Mitarbeiter bekommen, einen HIV-Infizierten zu seiner Lebensgeschichte befragen und später auch selbst in kleinen Gruppen an mehreren Tagen bei der Erstversorgung von Patienten helfen: Patienten in Empfang nehmen, Krankenakten heraussuchen, bei der Behandlungsprotokollierung helfen und Medikamente kontrollieren. Medizinisch Vorgebildete des Chores können sogar bei der Blutabnahme mithelfen und so Almud entlasten, die neben einer Kranken-schwester sonst die Einzige ist, die Blut abnehmen kann.

Frauen, die im Viertel wohnen und viele Sprachen sprechen, sind zu Beraterinnen (Counsellors) ausgebildet. Sie erfragen die Vorgeschichte, bereiten Untersuchungen vor, übernehmen alle administrativen Aufgaben in der Tagesklinik und begleiten Hausbesuche. Neben der einzigen Ärztin Dr. Almud Pollmeier (von den Bediensteten „Doktor Almud“ genannt) und der Krankenschwester (von den anderen „Sister“ genannt) arbeitet in der Tagesklinik noch die Köchin Esther, die gute Seele für die Versorgung, die auch für uns zwei wunderbare Essen zubereitet hat, Carsten Daus, der Mann der Ärztin – ein Rettungssanitäter und Organisationstalent, Jacob (der Projektmanager vor Ort) sowie die zwei deutschen Praktikantinnen Mareike und Marie. Marie ist eine deutsche Physiotherapeutin, die für drei Monate nach Tumahole gekommen ist.

AIDS – Geißel der Townships

Wir erfahren, dass jeder dritte Bewohner des Townships HIV positiv ist und dass trotz dieser Volkskrankheit HIV/AIDS ein Tabuthema bei der Bevölkerung ist. Aufgrund des bekannten Übertragungsweges kann es zur Ausgrenzung aus dem Familienbund kommen. Ein Teufelskreis, wenn mit der Krankheit nicht verantwortlich auch gegenüber den Mitmenschen umgegangen wird. Dafür setzt sich dieses Projekt ein. Es will die Menschen zum HIV-Test und zum verantwortlichen Umgang mit der Krankheit ermuntern sowie durch die Möglichkeit der Behandlung Perspektiven aufzeigen – all das mit einem unglaublichen Einsatz dieser wenigen Leute in der Tagesklinik.

Wir sehen die ganze Bandbreite der Patienten: neue, die sich schüchtern zum ersten Test anmelden, HIV-Positive, die bereits unter medikamentöser Therapie stehen und denen man auf den ersten Blick nichts ansieht, andere, die von der Krankheit deutlich gezeichnet, z. T. todkrank sind. Patienten, die für ihre Gesundheit kämpfen, und welche, die längst aufgegeben haben. Alle Patienten haben Kinder. Teilweise sind schon die Babys HIV-positiv. Ein wichtiges Ziel der Behandlung ist, das Überleben der Eltern zum Wohl der Kinder so lange wie möglich zu sichern. Es sterben sehr viele Leute. Auf einem Friedhof sind für die Bestattungen am Ende der Woche schon 15 neue Grabstellen ausgehoben. Die Bestatter gehören daher hier zu den Großverdienern. Manchmal fehlt durch AIDS in den Familien komplett die Elterngeneration: Die Kinder, z. T. noch in ganz jungem Alter, müssen durch die Großeltern aufgezogen werden. Diese sind jedoch selbst schon alt, gebrechlich, vielleicht auch krank und haben nicht die Mittel, den Kindern ein adäquates Umfeld zu bieten. Wir erfahren, dass das örtliche Krankenhaus wegen Unterbesetzung und Überfüllung die Aufnahme von AIDS-Patienten grundsätzlich ablehnt („die sterben sowieso“). So müssen Patienten von der Thabang-Klinik z. T. bis nach Johannesburg ins Hospital gefahren werden, um eine ärztliche Versorgung zu erhalten, die allerdings auch nur dann gewährleistet ist, wenn eine persönliche Begleitung bis zur Aufnahme erfolgt.

Die Thabang Society würde gern ein weiteres Haus für die Erweiterung der Klinik erwerben. Hier soll auch eine kleine stationäre Behandlungsstation entstehen. Ein Haus gegenüber steht derzeit zum Verkauf. Die Finanzierung des Personals und der Medikamente würde durch die Hauptsponsoren übernommen. Jetzt geht es noch um den Kaufpreis von ca. 300.000 Rand (ca. 30.000 €). Können wir vielleicht dazu beitragen?

Uns wurde der AIDS-Patient Japhta vorgestellt: geboren 1975, seine Frau HIV-positiv, zwei Söhne, beide HIV-negativ. Japhta erzählt uns selbstbewusst seine Geschichte. Er hatte letztes Jahr einen schweren Verkehrsunfall. Sein HIV-Test war positiv mit niedrigem CD4-Wert (ein niedriger Wert zeigt eine dramatische Schwäche des Immunsystems an). Auch seine Frau wurde getestet. Sie ist ebenfalls HIV-positiv, hat aber einen höheren CD4-Wert. Da ihre Schwester bei der Thabang-Klinik als Beraterin arbeitet, ist sie dort in Behandlung gegangen – wie danach auch Japhta selbst. Er weiß nicht, wie er und seine Frau infiziert wurden, aber er betont sehr, dass er die Krankheit als Herausforderung für sein Leben sieht – „Sie ist meine Lebensaufgabe, aber sie gefährdet nicht meine Ehe, meine Familie – ich will leben! HIV ist tödlich, wenn man aufgibt – nicht aber, wenn man kämpft!“ Und er kämpft: Nach drei- bis viermonatiger Behandlung traten Lähmungen beider Beine als Nebenwirkung der antiretroviralen Medikamente ein. Das zwang ihn in den Rollstuhl.

Ende Juni wurde die Zusammensetzung der Medikamente erfolgreich geändert. Ab August begann Marie, die junge deutsche Physiotherapeutin, mit ihm Krankengymnastik zu machen. Im September konnte er sich erstmals wieder mit einer Krücke fortbewegen. Jetzt steht er mit einem einfachen Stock vor uns, und es ist ihm wichtig, während seines Vortrags zu stehen und nicht zu sitzen. Unser Chorleiter fragt ihn, ob er auch bei dem Konzert am Freitag etwas von seinen Erfahrungen berichten will – er willigt ohne zu zögern ein. Mit seiner Entschlossenheit verkörpert er das Motto, das in riesigen roten Lettern auf einem Transparent an der Wand im Versammlungsraum der Klinik steht: „HIV/AIDS – part of our lifes. Let's deal with it!“ Japhta ist der beste Vermittler der Idee dieses AIDS-Projektes für das Township, denn seine Überzeugung kommt von innen. Er ist ein Betroffener, der aus den eigenen Reihen stammt und zeigt: Man kann mit AIDS leben und zu AIDS stehen. Als Dank für seinen Bericht singen wir ein Lied für ihn. Er freut sich riesig, fängt an sich im Takt zu wiegen und lässt schließlich seinen Stock fallen und tanzt!

Zum Abschlusskonzert bringt Japhta seine Frau und sein Kind mit und ruft bei seinem Vortrag auch beide auf die Bühne. Es ist – das einzige Mal an diesem ganzen Abend – mucksmäuschenstill im ganzen Zuhörerraum. Die mit Enthusiasmus vorgetragene und sehr bewegende Geschichte dieses Mannes zieht alle in den Bann und hat hoffentlich die Wirkung, die damit beabsichtigt ist.

Manche von uns fahren mit auf Hausbesuche zu denen, die nicht mehr mit eigener Kraft in die Tagesklinik kommen können. Als Beispiel mag auch hier ein Zitat eines Holtenauer Chormitgliedes gelten: „Ich war auf einem Hausbesuch: Betty, ein HIV-infiziertes Baby, 2 1/2 Monate alt, nur 2800 g schwer (meine Töchter wogen bei der Geburt schon 3500 – 4000 g)! Sünde, dieses winzige Etwas von Haut und Knochen zu sehen! Dazu kam der Hechelatem und das Husten (Lungenentzündung?). Der Mund war voller Pilze, der Popo entzündet. Thomas gab ein Antibiotikum und wollte wissen, ob Betty allein trinkt. Da sie es schaffte, blieb sie zu Hause (sonst hätten wir sie mitgenommen). Daneben stand die ca. sieben- bis achtjährige Schwester mit einer etwa faustgroßen offenen Wunde, die nicht heilte (schon ca. eine Woche alt), auch sie HIV-infiziert. […] Thomas hat endlich Nachricht von Almud, dass es Betty etwas besser geht, d. h., dass sie jetzt so weit gestärkt ist, dass man bei ihr mit der Therapie beginnen kann. Eine Chance? Aber auf was? Was haben wir doch für ein Glück, im Norden dieses schönen Kontinents geboren zu sein, noch dazu in Deutschland! Wir jammern doch auf einem sehr hohen Niveau. Ich wäre lieber Stadt-streicher hier in Deutschland und würde unter einer Brücke schlafen, als in Südafrika im Township zu leben.“

Ein Zuhause für sechs von tausenden

Als weiteren Teil des Projektes der Thabang Society haben wir ein Waisenhaus besucht. Ähnlich wie bei den SOS-Kinderdörfern leben hier mehrere Kinder mit einem „Elternpaar“ unter einem Dach. Zurzeit gibt es nur zwei solcher Häuser in Tumahole. In diesem Haus wohnen sechs Jungen; sie teilen sich zwei Zimmer, die dank Spenden über ein stabiles Bett pro Kind und auch ein wenig Spielzeug verfügen. Das Haus ist hell und freundlich, es gibt fließendes Wasser (das nicht immer funktioniert, aber das ist normal hier) und genug Platz. Der Hausvater Jacob und seine Frau haben selbst zwei (Zwillinge) ihrer drei Kinder verloren und jetzt die fremden Kinder als ihre Kinder angenommen. Zitat eines Chormitgliedes: „Er fühlt und sieht, wie wichtig es für die Kinder ist, wieder Eltern zu haben. Gleichzeitig schildert er die Situation der anderen elternlosen Kinder im Township und wie schrecklich die Situation sei. Schon das Engagement auch nur für ein einziges Kind sei so wichtig, dass es sich immer lohne. Man dürfe vor der Situation nicht resignieren. Diese Haltung hat mich sehr bewegt, denn es muss ungeheuer schwer sein, diese Situation immer vor Augen zu haben und nicht aufzugeben in seinem Engagement.“ Jacob würde gern noch mehr Kinder aufnehmen … leider fehlen dafür momentan noch die Mittel und auch der Platz. Aber es gibt einen ersten Hoffnungsschimmer: Ein weiteres Haus soll gekauft werden, um weiteren Kindern aus dem Township ein neues Zuhause und somit eine zweite Chance zu geben. Ein neues Waisenhaus würde ca. 20.000 € kosten. Eltern für so ein Haus zu finden, wäre kein Problem – die Thabang Society hat einen guten Ruf. Für die tägliche Versorgung könnte eine Familienpatenschaft eingerichtet werden. Auch hier entsteht bei uns der starke Wunsch zu helfen.

Lehlohonolo Day Care Center – Zuflucht für Kinder

Für die Kinder, die AIDS-Waisen sind oder die zu Hause nicht ausreichend versorgt werden können, gibt es Betreuungszentren. Wir erfahren, dass die Schulen die Kinder diesen Zentren zuweisen, sobald sie merken, dass die Kinder allein nicht zurechtkommen oder keine ausreichende Ernährung bekommen. Die Nutzung ist für die Kinder kostenlos. Das Zentrum wird durch Spenden finanziert. Ein solches Zentrum ist das Lehlohonolo Day Care Center, das einige von uns schon am Vormittag besuchen, bevor dann nachmittags der gesamte Chor kommt, um mit den Kindern gemeinsam zu singen. Wir helfen dort den drei Erzieherinnen beim Essenkochen und bestreichen Brote mit Margarine und Erdnussbutter für die Schüler, die in der ersten großen Pause kommen, um sich zu stärken. Das Essen läuft sehr diszipliniert ab. Jeder holt sich seinen Teller und sein Getränk, isst am Tisch, wäscht anschließend sein Geschirr ab und macht den Platz am Tisch wieder sauber – und das alles in ruhiger und lockerer Atmosphäre. Davon könnte sich manches deutsche Kind eine Scheibe abschneiden! Die Kinder sind neugierig, fragen uns Löcher in den Bauch. Das Pausenende begrenzt leider unser Gespräch. Die Kinder müssen wieder zur Schule, bevor sie mittags zum warmen Essen wieder herkommen.

Wir spielen mit den ganz kleinen Kindern, die noch nicht zur Schule gehen. Die Betreuerinnen sind dankbar, dass wir sie beaufsichtigen. Die Kinder dürfen aus Sicherheitsgründen nicht allein vor dem mit Stacheldraht eingezäunten Day Care Center spielen. Das Außengelände ist eine karge Staubfläche. Einziges Spielgerät ist ein zu einem Drittel eingegrabener großer Traktorreifen. Die Kinder sind fröhlich und ausgelassen. Sie genießen unsere Nähe in einer Kuschel- und Kitzelstunde. Wir werden zum gemeinsamen Essen mit ihnen eingeladen. Eine von uns spricht das Tischgebet auf Deutsch, ein Wunsch der Erzieherinnen. Jedes Kind isst einzeln, ohne Hilfe, es gibt kein Gemansche, keinen Streit. Auch hier ist wieder alles sehr diszipliniert. Danach findet eine kleine Singstunde mit den Betreuerinnen und den Kindern mit Tanzeinlagen der Kleinen statt. Was diese alles schon mit einer Selbstverständlichkeit können! Wir singen sogar gemeinsam mit ihnen die südafrikanische Nationalhymne „Nkosi Sikelel'i Afrika“ – mit diesen kleinen Vorschulkindern, wir sind sehr erstaunt! Auch hier wird wieder der Stellenwert der Musik im alltäglichen Leben offenbar. Und wir sind gleich wieder mitten unter ihnen. Wir schenken ihnen auch ein paar Kuscheltiere, die wir aus Deutschland mitgebracht haben. Die Kinder sind begeistert.

Neben diesen persönlichen Mitbringseln hat Almud vor der Reise nach Südafrika in Deutschland jedem schon ein Paket mit gebrauchten Spielsachen, Ranzen, Bobbycars und Krücken mitgegeben. Auch dieses Hilfsgut haben wir hier übergeben. Es wird hier so dringend benötigt.

Abschied von Parys – erste Pläne für die Zukunft

Der Abschied aus Parys war sehr bewegend. Es liefen Tränen, sowohl bei uns als auch bei Almud, ihrem Mann Carsten und den beiden Praktikantinnen Marie und Mareike, die uns die ganze Woche begleitet hatten. Almud betonte, wie sehr sie sich über unseren Besuch gefreut hat und dass sie fest davon ausgeht, dass er auch bei den Afrikanern bleibenden Eindruck hinterlassen hat. Auch zog sie eine positive

Bilanz für die Thabang Society und ihr AIDS-Projekt, das durch unsere Aktivitäten sicher an Bekanntheit gewonnen hat. Wir bedankten uns für die unglaubliche Vorarbeit der Organisation, für die hervorragende Begleitung durch diese Woche und für diese unschätzbar wertvollen Erfahrungen, die wir in dieser Woche hier sammeln konnten. Wir wünschen der Organisation und ihren Mitarbeitern weiterhin viel Erfolg bei dieser beeindruckenden Arbeit und hoffen alle, vielleicht einmal wiederkommen zu können.

Was für ein Engagement sitzt hinter diesem Projekt! Es hat uns alle tief beeindruckt, und wir denken bereits darüber nach, wie wir die Kontakte weiter festigen und auch Hilfe von Deutschland aus leisten können. Nach den wirklich bewegenden Eindrücken vor Ort besteht der Wunsch, dieses Projekt auch finanziell zu unterstützen, sei es durch Konzerteinnahmen oder auch durch die Einrichtung von Patenschaften. Darüber werden wir in den nächsten Monaten noch nachdenken.

Als Erstes sind zunächst fünf Benefizkonzerte an verschiedenen Orten vorgesehen. In diesen Konzerten werden wir auch ausführlich über unsere Eindrücke dieser Reise berichten und für dieses engagierte AIDS-Hilfe-Projekt werben. Die Einnahmen aus Spenden bei diesen Konzerten werden komplett an die Thabang Society gehen. Die Konzerte sind in den Monaten Januar bis April 2010 in Schulensee bei Kiel, in Boostedt bei Neumünster, in Wacken und Hamburg-Uhlenhorst geplant. Eines dieser Berichtskonzerte hat bereits im November 2009 in Kiel-Holtenau, unserer Heimatgemeinde des Chores, stattgefunden. Es war sowohl für die Besucher als auch für die Mitglieder des Chores ein sehr bewegendes und mitreißendes Konzert in einer bis auf den letzten Platz besetzten Kirche. Am Ende kamen Spenden in Höhe von rund 2200 Euro zusammen, die wir nun als ersten Beitrag nach Afrika schicken können. Eine so hohe Summe haben wir nicht erwartet. Offensichtlich hat das Thema an diesem Abend auch die Besucher berührt. Ein schöner Start für die Unterstützung der Thabang Society.

Kontrastprogramm: Das Wiedersehen mit der Martin-Luther-Kantorei

In der zweiten Woche waren wir zu Besuch bei unserem Partnerchor, der „Martin-Luther-Kantorei“ aus Lebowakgomo in Limpopo, der nördlichsten Provinz von Südafrika. Die Martin-Luther-Kantorei war bereits mehrfach in Deutschland, zuletzt 2007 auch für ein Wochenende in Kiel. Unser Chorleiter kennt den Chor jedoch schon viel länger. Er hat ihn zuerst 1989 auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Berlin gesehen und war von den schwarzen Stimmen so begeistert, dass dort die Idee für die Gründung unseres Gospelchores entstanden ist. Die Martin-Luther-Kantorei wurde von Probst Mokebe Mminele gegründet, der sechs Jahre lang in Deutschland europäische Kirchenmusik studiert und auch später durch zwei seiner Kinder engen Kontakt zu seinen Freunden dort gehalten hat. Sein Deutsch ist auch heute noch mit seinen 77 Jahren sehr gut! Er war von der deutschen Kirchenmusik so begeistert, dass er sie nach Südafrika mitgenommen hat. So kommt es, dass dieser schwarze Chor zum großen Teil europäische Chorstücke in seinem Programm hat.

Der Empfang in Lebowakgomo war unbeschreiblich herzlich. Der Vorplatz der Lutherischen Kirche war gefüllt von Menschen, die laut jubelnd aufeinander zustürzten oder sich vor Glück weinend fest in die Arme schlossen. Alle konnten es kaum fassen, dass der Gegenbesuch wirklich wahr wurde. Moseamo Sebola, der Sprecher der Kantorei, sprach von einer „Hochzeit“ beider Chöre, die 2007 in Kiel stattgefunden habe. Uns wird klar, welchen enorm hohen Stellenwert diese Verbindung für unsere Freunde hat – und das, obwohl wir in Kiel gerade einmal zweieinhalb Tage miteinander verbracht hatten und die Kantorei nach Deutschland viele langjährige Partnerschaften unterhält. Viele der bereits durch die private Unterbringung 2007 in Kiel entstandenen engen Kontakte wurden im Lauf der gemeinsamen Woche weiter gefestigt und viele neue geknüpft. Wir haben dort erfahren, dass wir für die Mitglieder der Martin-Luther-Kantorei mehr als enge Freunde sind. Und wieder ist es die Musik, die die Verbindung hergestellt hat: Die Tatsache, dass der Gospelchor Holtenau südafrikanische Musik singt und sich für die Kultur und die Lebensumstände der Menschen in Südafrika interessiert, öffnet uns hier alle Herzen.

Vom sozialen Umfeld finden wir uns hier auf einer ganz anderen Ebene als in der ersten Woche wieder. Viele der Mitglieder der Martin-Luther-Kantorei sind oder waren Lehrer. Eine Tatsache, die noch aus der Apartheid herrührt, in der Schwarze nur Lehrer und Polizisten als „höhere Berufe“ ausüben durften. Wir werden in den ersten Tagen und in der letzten Nacht vor unserer Abreise nach Deutschland privat in den Familien untergebracht und bekommen dort vielfältige Eindrücke: von der Gastfreundschaft über Wohnungseinrichtung, Essensrituale, afrikanische Gerichte und Spezialitäten bis zu vielen persönlichen Lebensumständen. Die Familien gehören zur mittleren und gehobenen Schicht der Bevölkerung.

Ein paar Streiflichter aus den Aussagen der Holtenauer Chormitglieder mögen diese Begegnungen beschreiben:

- Viele hatten große Häuser mit Garten, Papaya- und Bananenstauden. Alle besaßen mehrere Kinderzimmer. Die Kinder- und Schlafzimmer waren sehr eng geschnitten, es gab kaum mehr Platz als für ein Bett und einen Schrank. Das Leben spielt sich im Wohnzimmer vor dem laufenden Fernseher ab.

- Die Repräsentation von Wohlstand hat einen hohen Stellenwert und äußert sich in überschwänglicher Verwendung von Rüschen an Vorhängen, auf Stühlen und Sofas und in wahren Kissenbergen auf den Betten. Dies hörte man von vielen Mitreisenden. Vielleicht lag es aber auch an dem durchweg höheren Durchschnittsalter der Chormitglieder der Martin-Luther-Kantorei.

- Mit dem zeitweisen Ausfall der Wasserversorgung findet man sich ab. Die Reparatur von Wasserhähnen, Toilettenspülung oder Badewanne scheint eher als nebensächlich betrachtet zu werden. Man behilft sich mit Eimern und einem externen Heißwasserbereiter.

- Vor dem Essen wird eine Schale mit heißem Wasser gereicht, um die Hände zu waschen. Danach schließt sich immer ein Tischgebet an. Wir werden oft gebeten, es zu sprechen. Auch gern auf Deutsch, wenn die englischen Sprachkenntnisse nicht dafür ausreichen.

- Das Essen ist reichhaltig: Milipap (ein Maisbrei) mit reichlich Fleisch, scharfen Soßen und Gemüse (Kürbis, Wurzeln, Rote Bete). Z. T. wird mit den Fingern gegessen, etwas, was für uns fremdartig ist. Auch an anderes muss man sich erst gewöhnen: Das Huhn mitsamt Kopf und Augen in der Suppe und auch die gebratenen Raupen einer Mottenart, eine Spezialität, die wir später auf unserer weiteren Fahrt serviert bekommen, kosten schon etwas Überwindung.

- Sonntags ist der Kirchgang Pflicht für die ganze Familie. Der Gottesdienst dauert auch hier einige Stunden. Es gibt eine Kleiderordnung: Frauen und Mädchen haben Röcke oder Kleider zu tragen, z. T. gibt es eine Gottesdienstuniform. Frauen und Männer sitzen getrennt in der Kirche, es sei denn, sie sind verheiratet. Auch die Kinder sitzen getrennt im Seitenschiff. Der Gottesdienst ist recht streng gestaltet. Aber auch hier ist die Musik wieder ein zentrales und auflockerndes Element. Als wir anfingen, dort afrikanische Lieder zu singen, sprangen die Menschen von ihren Bänken auf, sangen mit und tanzten. Es war wieder einer dieser sehr bewegenden Augenblicke, in dem die Verbindung durch gemeinsames Singen trotz vieler Unterschiede zwischen uns Weißen und den einheimischen Schwarzen deutlich spürbar war. Auch in diesem Gottesdienst gab es einen Zeitpunkt der gegenseitigen Begrüßung, bei der uns eine warmherzige Offenheit entgegengebracht wurde.

- Es gehört zum Alltag, dass Ziegen und Kühe direkt an der Straße laufen. Manchmal müssen die Autos hupen, damit die Tiere Platz machen. Die Ziegen werden

abends in die Ställe getrieben. Gefährlich sind jedoch die Kühe in der Nacht. Man muss vorsichtig fahren. Wir fahren an einer Unfallstelle vorbei, wo ein Auto gerade eine Kuh gerammt hat und abseits im Straßengraben liegt. Die Kuh liegt auf der Straße, offensichtlich tot. Eine Ambulanz ist vor Ort.

Die Rundreise im Norden und die dortigen Chöre

Wir wurden in den nächsten Tagen zusammen mit der Martin-Luther-Kantorei mit einem Reisebus weit durchs Land gefahren. Z. T. sind die afrikanischen Chormitglieder noch nie selbst an diesen Orten gewesen. An jedem Tag übernachteten wir woanders. Wir sahen völlig verschiedene Landschaften: von ausgetrockneten, staubigen und karg mit Bäumen bestandenen Buschsavannen über fast tropische grüne Gebiete mit Mango- und Orangenplantagen bis zum Krüger Nationalpark mit seiner beeindruckenden Fauna und den uralten Baobabs (Affenbrotbäumen) ging die Reise in einem großen Bogen wieder zurück nach Polokwane (ehemals Pietersburg). Von 40 °C bis zu 11 °C mit Regen und Hagel reichten die Klimabedingungen auf dieser kurzen, aber nicht weniger intensiven Reise.

Wir trafen an vielen Orten wieder auf neue Chöre sowie auf regionale Gemeindeverwaltungen und veranstalteten erneut gemeinsame Konzerte. Von einigen besonderen Eindrücken möchte ich gern berichten.

Wir wurden von einigen Gemeindeverwaltungen empfangen. Sie sind stolz auf unseren Besuch bei ihnen, und wir wurden dort reichlich bewirtet. Die Provinz Limpopo spendete uns sogar eine Übernachtung in einem Resort.

Besonders beeindruckend war ein musikalisches Zusammentreffen mit einigen Chören in Lulekani. Zunächst trafen wir einen Schulchor einer Primary School, bestehend aus bestimmt 60 Kindern und einem jungen Lehrer: hochdiszipliniert und unglaublich beeindruckende Kinderstimmen. Auch hier bei unserem Auftritt wieder

eine begeisterte Zustimmung seitens der Kinder. Wir lernten wieder neue Lieder und auch Schritte, womit wir einige Mühe und die Kinder und wir viel Spaß hatten. Im Lauf des Nachmittags kamen noch mehr Jugend- und Erwachsenenchöre hinzu. Wir lernten von einem in der Gegend sehr bekannten Gospelkomponisten zwei neue Lieder, die er extra für uns komponiert hatte. Am Abend fand dann ein gemeinsames Konzert mit der Martin-Luther-Kantorei und allen örtlichen Chören statt. Wieder genossen wir die Gemeinschaft unter den Chören und das verbindende musikalische Element. Außerdem gesellte sich noch eine Trommel- und Tanzgruppe von vier jungen Männern dazu, die aus der Gegend dort stammt und singend und trommelnd eindrucksvolle Tänze aufführte. Wir erfuhren, dass die Betreuerin Petra Deutsche ist und dort seit einigen Jahren als Sozialarbeiterin Jugendprojekte betreut. Sie plant eine Tournee der Gruppe in Deutschland. Nach diesem Abend wollen sie auf jeden Fall auch nach Kiel kommen. Wir sagen ihr unsere Unterstützung zu und freuen uns schon auf Konzerte mit dieser Gruppe.

Tradition und Moderne

Sehr interessant war auch ein Besuch im Dorf der Regenkönigin, die in dieser Provinz angesiedelt ist. Die Dorfmonarchin ist vor einiger Zeit verstorben, und die Thronfolge ist noch ungeklärt. Aber wir konnten ihren Kraal und ihr Gefolge besuchen – ein besonderes Privileg, das nur wenigen Besuchern zuteilwird. Wir erfuhren von dem Nebeneinander der staatlichen Verwaltung und der alten Stammeskönige, die auch heute noch eine große Macht haben und verehrt werden. Beeindruckend, wie Tradition und Moderne hier ineinandergreifen.

Auch ein Erlebnis von drei Chormitgliedern im Wohnort ihrer Gastgeber beschreibt diesen Bogen zwischen Moderne und Tradition sehr treffend: „E., B. und ich waren von Sonntag, 18.10. bis Montag, 19.10. bei Amasia und Seebo zu Gast. Die beiden leben in Marishane, einem Dorf etwa 70 km von Lebowakgomo entfernt. Wir sind etwas mehr als eine Stunde dorthin gefahren. In Marishane angekommen, sind wir nicht zu Amasias und Seebos Haus gefahren, sondern zunächst zum „Chief“, wie sie sagten. Sie sagten uns, dass das so üblich sei, zunächst beim Chief bzw. bei der Königin vorstellig zu werden. Wir haben noch ein wenig gelächelt bei dem Begriff „Queen Mum“ und haben, auch als wir schon in ihrem Haus waren, immer noch nicht ganz die Bedeutung dieser Persönlichkeit für das Dorf verstanden.

Das Haus war offen, wir sind eingetreten und haben einen Mitarbeiter der Königin getroffen. Er ist im Normalfall dafür zuständig, Gäste bei der Königin anzumelden und sie über deren Vorhaben zu unterrichten. Die ganze Zeit war schon von der Königin die Rede, uns wurde gesagt, wie wir sie zu begrüßen hätten. Bis dahin hab ich immer noch nicht begriffen, um was für eine wichtige Frau es sich handelt. Zwar sprachen alle Anwesenden immer von der „Queen Mother“ und der „Royal Family“, aber ich hab es nicht verstanden.

Als die Königin dann mit einer weiteren Frau eintrat, standen wir alle auf und begrüßten sie. Sie reichte uns die Hand und umarmte uns. Danach wurden Getränke (Rotwein und Saft) sowie Kekse und Obst gereicht. Wir saßen bei der Queen quasi im Wohnzimmer, einem Raum direkt hinter der Eingangstür. Nachdem wir eine Weile gesprochen hatten, wurde uns die Außenanlage gezeigt. Dort gibt es z. B. eine traditionelle Brauerei, in der in großen Gefäßen aus Ton das Bier gebraut und gelagert wird. Als wir wieder ins Haus traten, fragte Seebo mich, ob ich verheiratet sei. Als ich dies verneinte, sagte sie, dass das sehr gut sei, weil die Queen wünscht, dass ich ihren Sohn heirate. Es gäbe keinen besseren, der auf mich aufpassen könne, sagte Seebo über den Sohn der Queen. Er sei Rechtsanwalt in Pretoria. Vorher habe ich schon gefragt, was passiert, wenn die Queen einmal stirbt. Dann würde ihr Sohn nachrücken. Der König wird nicht gewählt, sondern ist immer ein Nachkomme aus

der Royal Family. Demnach würde also der Sohn seine Arbeit in Pretoria aufgeben und wieder nach Marishane ziehen müssen. Ich wäre also die nächste Queen Mother, wie mir alle Anwesenden mitteilten.

Die Königin ist als Vorsteherin die wichtigste Frau im Dorf. Wann immer wichtige Entscheidungen anliegen, muss zunächst die Königin darüber beschließen. Dies kann zum Beispiel ein Hausbau sein, der nicht eher beginnen darf, bevor die Königin dies genehmigt hat. Erst während des Gespräches mit der Königin und durch das Verhalten der Afrikaner während des Besuchs bei ihr habe ich gemerkt, wie wichtig diese Frau ist. Es war eine große Ehre, bei ihr zu Besuch zu sein, sie empfängt nicht jeden bei sich im Haus. Manche Menschen, die ein Anliegen haben, klären dies mit dem Mitarbeiter der Queen und dürfen nicht selbst zu ihr.

Ich fand es sehr spannend, dass wir nur 70 km außerhalb von Lebowakgomo auf so ein ursprüngliches afrikanisches Dorf treffen. Amasia und Seebo sind zwei gebildete und moderne Menschen, und doch ist die afrikanische Kultur noch sehr präsent. Ich kam mir ein bisschen vor wie in zwei Welten: einerseits die moderne Welt der Martin-Luther-Kantorei mit ihren großen Autos und den tollen Häusern, auf der anderen Seite aber eben das ganz ursprüngliche und traditionelle Leben in diesem Dorf. Zwar leben dort alle Menschen in Häusern aus Stein und fahren auch Auto, aber die afrikanischen Traditionen sind dort noch sehr lebendig und werden auch sehr geachtet."

Der Abschied – nur das Ende vom Anfang

Auch von der bevorstehenden Fußballweltmeisterschaft bekommen wir etwas mit. Wir sehen zwei Stadien im Bau und werden von der Stadt Polokwane mit Werbegeschenken zur Fußball-WM ausgestattet. Von dieser Weltmeisterschaft erhoffen sich alle Beteiligten einen großen Aufwind für die Wirtschaft und vor allem für den Tourismus.

Am Ende der Reise steht ein gemeinsames Abschlusskonzert mit der Martin-Luther-Kantorei in Polokwane, auf dem unsere Verbundenheit noch einmal bekräftigt wird. Ein Lied, das wir schon im Lehlohonolo Day Care Center in Tumahole von Kindern gehört haben und das auch auf der ganzen Busfahrt immer wieder von Ephraim, dem Leiter der Martin-Luther-Kantorei, angestimmt wird, wird zu einem Leitgedanken in der ganzen Zeit: *The more we are together, the happier we are. Because your friends are my friends and my friends are your friends. The more we are together, the happier we are.* Die Busfahrt war überhaupt ein wahrer Fundus für neue Lieder, die in spontaner Art und Weise von Mitgliedern der Martin-Luther-Kantorei angestimmt und so an uns weitergegeben wurden. Unser Chorleiter gibt die vorsichtige Schätzung ab, dass die während der zwei Wochen gesammelten Lieder für drei Jahre Chorarbeit ausreichen werden.

Der Abschied am Tag nach dem Konzert fällt ebenfalls sehr bewegend aus. Aber alle haben schon den Gegenbesuch der Martin-Luther-Kantorei zum Kirchentag 2011 in Dresden fest im Visier. Das sind die nächsten Pläne, deren Organisation schon jetzt

begonnen wurde. Natürlich darf dann auch ein – diesmal längerer – Besuch in Kiel nicht fehlen.

Unglaublich, was diese Reise an Eindrücken bei uns hinterlassen und welche Empfindungen sie ausgelöst hat! Wir werden sie erst einmal verarbeiten müssen. Die starke Verbindung zu den Township-Bewohnern und dem AIDS-Projekt in Tumahole sowie zu unserem Partnerchor, der Martin-Luther-Kantorei, wird weiter wachsen und gefestigt werden. Viele Ideen sind schon während der Reise entstanden und werden jetzt in unserem Chor diskutiert: Wir sehen gute Chancen, die Kirchengemeinde Holtenau, zu der unser Chor gehört, zu einer Partnerschaft mit Südafrika – möglicherweise sogar mit der Thabang Society – zu bewegen. Vielleicht schließen sich die Schule, der Sportverein oder andere Organisationen an, wenn wir sie motivieren und beraten?

Der Gospelchor Holtenau hat sich verändert, seit die Hälfte seiner aktiven Mitglieder in Afrika war. Die Musik ist noch lebendiger, die neuen Lieder begeistern die andere Hälfte des Chores genauso wie die Chormitglieder, die mit auf der Reise nach Afrika waren. So wie die südafrikanischen Chöre tanzen wir inzwischen bei jedem Lied – zumindest bei denen, die wir in Südafrika kennengelernt und die wie den zu Hause Gebliebenen beigebracht haben. Das Engagement im Chor hat enorm zugenommen. Auffällig viele Mitglieder – gerade die Reiseteilnehmer – übernehmen Aufgaben und arbeiten hochmotiviert an eigenen Ideen, die die Präsentation der Reiseergebnisse betreffen oder unsere Partnerschaften nach Südafrika voranbringen. Das Büro des Deutschen Evangelischen Kirchentages hat signalisiert, dass es sich gemeinsame Auftritte des Gospelchors Holtenau mit der Martin-Luther-Kantorei 2011 in Dresden und die Präsentation der „Ehe“ der beiden Chöre „sehr gut vorstellen“ kann.

Und was uns schon während der zwei Wochen in Südafrika klar wurde, steht ganz außer Zweifel: Dies war sicher nicht unsere letzte Reise dorthin.

Folker Westphal